

*Svend Hansen*

## **Die Zukunft der Theorie in der Archäologie nach der Radiokarbonrevolution**

In den sechziger Jahren (des 20. Jahrhunderts) stieg im Zuge der weltweiten Revolte das Interesse an Theorie ungemein an. Philosophie und Soziologie wurden zu Leitwissenschaften. Es gab viele Schriften zu entdecken, die seit Jahrzehnten nicht mehr erhältlich waren oder es nie in den Universitätsunterricht geschafft hatten. Erstmals wurden in großem Umfang auch soziologische Klassiker aus Frankreich dem deutschen Publikum in Übersetzungen zugänglich.

Für das Erklären der Geschichte und der Gegenwart bedurfte es – keine Frage –, in Theorien einzutauchen. Die Geschichtswissenschaft und die Germanistik, auch andere Geisteswissenschaften, begannen sich mit verschiedenen Theorieangeboten zu ergänzen, was manchmal nur zu eher kurzfristigen Konjunkturen führte. Theorie blieb in den siebziger Jahren der Leitstern für alle Formen der Welterklärung. Selbst in den Schulen gab es selbstorganisierte Zirkel, in denen philosophische und soziologische Werke gelesen wurden. Die große Mehrheit war keineswegs dogmatisch nur auf eine Theorie fixiert. Gleichwohl war die Durkheimsche Formel „Soziales nur durch Soziales zu erklären“ für alle Theorieangebote maßgeblich. Damit schieden theologische oder biologische Erklärungen aus.

Theorien sind notwendig, die schiefe Unendlichkeit der Daten zu organisieren, Geschichte und Gegenwart angemessen erklären und Prognosen für die Zukunft abgeben zu können. Welchen Theorien man einen Erklärungswert in der Archäologie beimisst, hat viel damit zu tun, ob man diese auch für die Betrachtung der gegenwärtigen Gesellschaft tauglich hält. Im schlimmsten Fall muss man sich dabei auch einmal von einer lieb gewonnenen Theorie trennen. Nicht alle Theorien sind gleich gute Betrachtungsweisen für Alles. Manche Bereiche, wie beispielsweise Krieg und Gewalt, sind nur mit verschiedenen soziologischen oder psychologischen Theorien bearbeitbar. Eine möglichst breite Kenntnis von Philosophie und Soziologie hilft dabei, die Validität neuer Theorien einzuschätzen und ihren angeblichen Neuigkeitswert zu relativieren. Dazu dient auch die wissenschaftsgeschichtliche Einordnung von theoretischen Konzepten, wie dem Dreiperiodensystem, dem Kulturkonzept oder dem Neoevolutionismus.

Die Prähistorische Archäologie war Anfang der achtziger Jahre eine karge Insel im Meer der Theorien, wie sie überall in der Universität diskutiert wurden. Dort waren Sigmund Freud und Karl Marx noch tonangebend: keine Zwischenprüfung in den einschlägigen Fächern ohne Es, Ich und Über-Ich oder Tausch- und Gebrauchswert. Doch schon bald sollten Jacques Lacan, Michel Foucault und andere die Szenerie bestimmen.

Für die Prähistorische Archäologie bot der deutsche Buchmarkt nur wenig. In einer Übersetzung gab es Gordon Childes *Soziale Evolution* und *Die Religionen der Vorge-*

*schichte* von André Leroi-Gourhan. Lewis Binford, der Protagonist der prozessualen Archäologie, war mit dem reißerischen Titel *Die Vorzeit war ganz anders* vertreten. Die Rezeption von theoretischen Konzepten vermied man in den archäologischen Seminaren weitgehend. Als „Erklärung“ hierfür verwies man auf die (Selbst-)Indienststellung in den Nationalsozialismus und die angeblich daraus resultierende Ablehnung von Ideologien. Als Ideologien wurden unterschiedslos der Faschismus ebenso wie der Marxismus, der Funktionalismus, der Strukturalismus oder andere „ismen“ bezeichnet. Vor diesen fürchtete man sich wie vor einer ansteckenden Krankheit. Stattdessen behauptete man, „ideologiefrei“ an die Interpretation der (vergangenen) Welt zu gehen. Das war natürlich selbst ideologisch.

In den 1980er und 1990er Jahren fand in Deutschland ein Wandel statt, der mit der Gründung der AG Theorie bei den deutschen Altertumsverbänden 1991 in Heilbronn seine erste institutionelle Anbindung erlangte. Noch misstrauisch beäugt, war doch schon zu erkennen, dass jetzt der Weg zur Theorie in der Prähistorischen Archäologie geebnet war. Heute gibt es wohl kaum jemanden an der Universität, der die Theoriebedürftigkeit der Archäologie bestreiten würde. Theorie ist zum integralen Bestandteil von archäologischer Forschung geworden. Wie in anderen Bereichen des Lebens ist die Auseinandersetzung mit theoretischen Konzepten aber auch nicht unbedingte Voraussetzung für die berufliche Existenz.

Eine Konsequenz der langwährenden theoretischen Abstinenz der deutschen Archäologie und der späten „Einführung“ der Theorie ist eine polyzentrische Struktur. Die aufkeimende Theoriedebatte wurde von Studierenden verschiedener Universitätsinstitute und nicht wie im Vereinten Königreich bereits von etablierten Fachvertretern wie Colin Renfrew und Ian Hodder getragen, woraus eine erfreuliche Vielfalt resultierte. Die Theoriediskussion wurde in Deutschland aber zweifellos besonders durch Manfred Eggert gefördert. Er und sein Schülerkreis haben in zehn Bänden *Tübinger Archäologische Taschenbücher* Überblicke über die Theoriediskussion gegeben, aktuelle Themen aufgegriffen und mal mehr, mal weniger gelungene Beispiele für die Dekonstruktion und Zensurierung archäologischer Studien abgeliefert. Ein gewisser Hang zum hermetischen Diskurs ist spürbar auch in den aktuell gestellten Fragen, wer sich als „theoretischen Archäologen“ bezeichnen kann, wie diese sich untereinander verständigen und gegenüber nicht-theoretischen ArchäologInnen positionieren sollen. Jenseits dieser Fragen scheint mir für die Zukunft die stärkere Einbeziehung von Theorien in die Ausbildung an den Universitäten notwendig zu sein und zwar in der Auseinandersetzung mit den originalen Texten und nicht als Lehrbuchwissen.

Anfang der Achtziger Jahre war das Theorieangebot so reich und vielfältig, dass es möglich (und auch gewollt) war, „seinen“ Favoriten zu entdecken. So konnte man in einer Berliner Theoriegruppe nebeneinander einen Anhänger von Luhmanns Systemtheorie, einen Spezialisten für Althusser's Marxinterpretation, einen besonders an der Semiotik von Peirce Interessierten oder eine Expertin für Polanyis Wirtschaftstheorie finden. Für mich entdeckte ich Marcel Mauss und seine Theorie der Gabe, die ich zunächst durch Friedrich Stentzlers Buch *Versuch über den Tausch* kennen lernte. Das Buch von Mauss war damals nicht so weit verbreitet, der Autor noch nicht zum Stichwortgeber der Kulturwissenschaften geworden. Im Antiquariat war das Buch zu finden. Mit ihm eröffnete sich mir eine völlig neue Sichtweise auf die sozialen Implikationen des Tauschs.

Insbesondere für den Tausch mit den imaginären Mächten hatte Mauss grundlegende Gedanken formuliert und den Weg für das Verständnis der Votivgaben gebahnt. Maurice Godelier hat 1996 in seinem Buch *Das Rätsel der Gabe* die gegenläufigen Formen der Verdinglichung noch einmal aufgegriffen und bemerkt, dass dem Fetischismus der als Gaben verwendeten Objekte der Fetischismus der Waren entspreche. Das Thema ist von ungebrochener Aktualität und mit dem Band *Raum, Gabe, Erinnerung* ist es unlängst auch von uns noch einmal aufgegriffen worden. *Die Gabe* war auch der Text, den Claude Lévi-Strauss mit seiner Studie über die Verwandtschaft zu übertreffen suchte. Er stellte Geben und Nehmen auf eine neue, systematische Basis. Daneben hatte er mit seinen syntagmatischen Ketten und paradigmatischen Reihen eine Methode vorgestellt, die Transformation der Mythen zwischen den beiden Amerikas zu entschlüsseln, und diese Methode bot sich auch ganz praktisch für die Ordnung der bronzezeitlichen Horte an. Sie ließ sich also in einem konkreten Forschungszusammenhang anwenden, der zugleich theoretisch und empirisch war.

*Die Gabe* spielte in den siebziger und frühen achtziger Jahren keine prominente Rolle in der Theoriediskussion, die mehr auf Produktionsverhältnisse und die Entstehung von Klassengesellschaften fokussierte. Dies geschah nicht in der Geschichtswissenschaft, sondern wurde in der Soziologie unter strukturellen Gesichtspunkten interpretiert. Klaus Eder warb dafür, die Entstehung von staatlich organisierten Gesellschaften als einen evolutionären Wandel, unter dem Gesichtspunkt einer gesamtgesellschaftlichen Strukturveränderung zu betrachten, in dem die kognitiven Prozesse sozialer Evolution besonders beachtet werden sollten. Jürgen Habermas behandelte die Entstehung staatlicher Gesellschaften als Entkoppelung von Lebenswelt und System.

In der Prähistorischen Archäologie wurden die neoevolutionistischen Stadienmodelle von Morton Fried und Elman R. Service zur Ordnung prähistorischer Gesellschaften mit heiligem Ernst rezipiert. Damit verbunden war häufig auch ein Plädoyer für die engere Verbindung von Prähistorischer Archäologie und Ethnologie. Das erscheint mir heute obsolet. Wichtig ist die Kenntnis der Vielfalt und Unterschiedlichkeit traditionaler Gesellschaften. Es war aber schon immer fragwürdig prähistorische Gesellschaften mit solchen der Zeit um 1920 zu vergleichen, so als ob die Nuer oder die Maori nicht ebenso wie wir eine Jahrtausende umfassende geschichtliche Erfahrung hinter sich hätten. Das betrifft unbedingt die Erfahrung von Herrschaft in diesen Gesellschaften. Die neoevolutionistische Klassifikation mündete in Idealtypen von Anführern wie dem Big Man, dem Häuptling oder dem König, die auch der Archäologie angeboten wurden. Streng genommen konnte es damit keine Übergangsformen geben, denn ein Idealtyp schließt dies aus. Ob die hallstattzeitlichen Fürsten Big Men oder Häuptlinge, gar Sakralkönige waren, konnte abschließend nie geklärt werden. Das plötzliche und folgenlose Erlöschen dieser Diskussion mag mit dem allgemein abflauenden Interesse an Phänomenen politischer Herrschaft zusammen hängen. Sie mag aber auch der Einsicht geschuldet sein, dass sich hinter den Idealtypen Big Man und Häuptling ein sehr großes Spektrum empirischer Einzelercheinungen verbirgt, die für den konkreten Fall keinen Erkenntnisgewinn bringen.

Für die Theorien der sozialen Evolution in Eurasien entstand eine neue, leider bislang nur partiell angenommene, Herausforderung mit der Neuordnung der Chronologie zwischen 10.000 und 2000 v. Chr. infolge der Kalibration der <sup>14</sup>C-Daten. Eine noch nicht

abgeschlossene Arbeit ist es, die neuen Synchronlagen vieler archäologischer Kulturen auf ihre Konsequenzen z. B. für die Phänomene der Herrschaft zu befragen. Was lange undenkbar war: Es wird möglich sein, die unterschiedlichsten Kulturen der Welt auf derselben realen Zeitachse nebeneinander zu betrachten und damit die Grundlage für eine echte *world archaeology* zu schaffen. Der rasche Bedeutungszuwachs der Naturwissenschaften, insbesondere der Biochemie, der Kristian Kristiansen von einem Paradigmenwechsel in der Archäologie sprechen lässt, bringt darüber hinaus in ganz neuen Dimensionen den Menschen als biologisches Wesen in die Archäologie zurück. Zu all dem braucht es die unterschiedlichsten (auch gegensätzlichen) Theorien.

Erstmals ist die Archäologie imstande, eine von den evolutionistischen Modellen unabhängige, auf ihren eigenen Quellen basierende Geschichte der Wirtschaft, der Kunst, der Techniken, des Wissens, der Macht, der politischen Herrschaft, kurz aller Aspekte des menschlichen Lebens zu schreiben. Diese neue Geschichte wird nicht mehr ein evolutionistisch konstruiertes Kontinuum sein, sondern den Brüchen und Diskontinuitäten des archäologischen Stoffs bzw. der Geschichte folgen. Sie wird die Untersuchung der Universalien zugunsten der konkreten Erscheinungen aufgeben. Diese neue Geschichte erfordert in besonderer Weise Theorien, etwa Einsichten in das Funktionieren von Macht, die über Max Weber hinausgehen. Michel Foucault hat die Erkenntnis in den Vordergrund gestellt, dass die Macht „nicht so sehr“ das Privileg der herrschenden Klasse, sondern vielmehr die „Gesamtwirkung ihrer strategischen Positionen“ sei, dass Macht überall ausgeübt wird, sie auch eine produktive Kraft ist, die durch Netze wie das Verwandtschafts- oder das Produktionssystem kanalisiert wird. So muss man sich von der Vorstellung lösen, dass in traditionellen Gesellschaften weniger Macht ausgeübt würde als in modernen. Theorie als Betrachtungsweise kann aber auch den Blick verstellen. So können beispielsweise die tatsächlichen Ungleichheiten nicht in den Blick kommen, wenn der egalitären Gesellschaft immerzu Gleichheit zugeschrieben wird. Gerade bei der Frage nach den Machtbeziehungen ist aber beispielsweise die reale Unterdrückung der Frauen in diesen Gesellschaften – Godelier hat das detailliert bei den Baruya beschrieben – von entscheidender Bedeutung.

Gegenwärtig gewinnen die eingangs zitierten Fragestellungen, wie die Analyse von Machtbeziehungen, die Herausbildung von sozialen Ungleichheiten und die Entstehung staatlicher Gesellschaften, eine neue Aktualität. Die Diskussion war in der evolutionistischen Sackgasse an ihr Ende gekommen. Jetzt öffnen sich völlig neue Perspektiven, weil klar wird, dass die Herausbildung von Herrschaft offenbar viel früher erfolgte, als man aufgrund der traditionellen Chronologie anzunehmen bereit war, dass für die Entstehung von sozialen Ungleichheiten nicht „Hochkulturen“ notwendig waren und physische Gewalt eine viel größere Rolle spielte, als man es lange wahrhaben wollte.

Die neue Hinwendung zu den dinglichen Quellen (*material turn*) könnte dazu im Rahmen einer wissenschaftsbasierten *world archaeology* einen wichtigen Beitrag leisten. Damit meine ich weniger die *agency* von und unser *entanglement* mit den Dingen. Es sind nicht zuletzt Mauss, Godelier und Lévi-Strauss (wir erinnern uns an seine Schelte von Mauss für dessen Behandlung des *hau*), die mich davon abhalten, dieser Spur zu folgen.

Tatsächlich enthalten die archäologischen Objekte aber Potentiale, die es zu heben gilt. Ich denke vor allem an die in den Dingen gespeicherte lebendige, menschliche

Arbeit, die mit ihrer Produktion verbundenen technischen Infrastrukturen und das dafür notwendige Wissen, sei es explizites Wissen, über das sein Träger gedanklich und sprachlich verfügen kann, oder verkörpertes Wissen, das nicht in dieser Form artikuliert werden kann. Verkörpertes Wissen ist nicht nur in Menschen, sondern auch in Objekten erkennbar, etwa das Wissen, das zur Herstellung dieser Objekte notwendig war.

Die Objekte lassen sich darüber hinaus entlang ihrer Verwendung beschreiben, die bislang nicht systematisch ausgewertet, zuweilen auch ausgeblendet wurde. So sollten Waffen, die ausschließlich zum Töten von Menschen dienten, doch etwas über den Charakter der Gesellschaften ausdrücken, in denen sie zirkulierten. Im Objekt sind auf mehrfache Weise Wissen und Macht verschränkt, in seiner Herstellung ebenso wie in seiner Verwendung. Daher sind die Objekte wesentlicher Ausgangspunkt für eine Frühgeschichte der Techniken und des Wissens. Diese ist am besten in der Perspektive einer globalen Geschichte des Wissens aufgehoben, wie sie etwa von Jürgen Renn vertreten wird.

Die Prähistorische Archäologie befindet sich in einer Phase der zeitlichen Neuordnung des Quellenmaterials, der Ausweitung ihres Horizonts auf den gesamten eurasischen Doppelkontinent und auf andere Kontinente, der neuen Perspektiven durch die Paläogenetik und der Fokussierung auf grundlegende Fragen der Herrschaft, der Ungleichheit und Gewalt, des Wissens und der Techniken. Zur Bewältigung all dessen sind Theorien mehr denn je notwendig. Schließlich: Besonders in Zeiten einer verbreiteten Unsicherheit über *facts* und *alternative facts* ist eine solide theoretische Bildung das beste *remedium*.

*Svend Hansen*

Eurasien-Abteilung des Deutschen Archäologischen Instituts, Im Dol 2–6,  
D-14195 Berlin  
svend.hansen@dainst.de